

(Nachdruck verboten.)

## Erinnerungen

### 10) eines Kommune kämpfers.

Von Henry Brissac.

(Schluß.)

Ich habe einige mich persönlich betreffende Thatsachen erzählt, die mir ein gewisses Interesse zu haben scheinen. Ich brauche über die folgenden Jahre nur summarisch zu berichten, um meine Aufgabe beendigt zu haben.

Ich habe gesagt, daß die Aerzte im allgemeinen den Verurtheilten der Kommune gegenüber eine wohlwollende Haltung zeigten. Davon ist aber vor allem ein Korse auszunehmen, dessen ich schon Erwähnung gethan habe, Oberarzt der Insel Nou bis 1876. In seinem Dienst ließ er sich vertreten, und so war sein Amt nur eine reichlich bezahlte Sinecure. In Nouméa stationirt, wo er keine Konkurrenten hatte, war er darauf bedacht, sich eine reiche Privatlundschaft zu verschaffen und kümmerte sich nur nebenher um die Sträflinge. Im Hospital sowohl wie in der Ambulanz erschien er selten. Ich hatte nur zwei bis drei Berührungen mit ihm.

Das erste Mal war er in Begleitung eines jungen Arztes, den er, auf mich deutend, fragte: „Und der da?“ Unter dieser therapeutischen Formel erkundigte er sich nach dem Stande der Kranken. Das zweite Mal, zwei Jahre später, sah er mich im Hospital Du Mavais wieder. Er war allein und konstatirte etwas ungeduldig, daß ich nur einen leichten Husten habe. Gleichwohl stellte er mir keine Entlassung aus dem Hospital aus, sondern verordnete mir ein sehr geistreiches, allzu heroisches Mittel, um mir noch einen Zettel nach seiner Weise zu geben, nämlich: ein Zugsplaster auf die Brust. In stillschweigendem Einverständnis mit dem Unterarzte traf ich am nächsten Tage Vorkehrung, die voraussehenden Folgen des Mittels unwirksam zu machen.

Seitdem ich, im Januar 1873, aus der Ambulanz entlassen war, bin ich nicht mehr ernstlich krank gewesen, mit Ausnahme davon, daß ich den Skorbut, der mich fünf Monate lang verfolgte, hatte, und einen chronisch gewordenen Nachenkatarth. Ich blieb fast die ganze Zeit von Arbeit befreit, entweder in meinem Gefangenenhause oder im Krankenhaus. Dieses einsiedlerische Leben zog ich denn doch der Sklaverei in den Zimmerhöfen vor.

Mit dem verächtlichen Aufseherpersonal konnte man sich in eine Debatte nicht einlassen. Es duldete keinen Widerspruch; es hatte in gewissen Dingen absolute Macht, und das vermehrte ihre grausame Thorheit. Sie theilten eben den Haß gegen die Republik und die politischen Verurtheilten mit ihren Vorgesezten.

Erwähnen muß ich auch die oft skandalösen Zudringlichkeiten von „Brüdern“ und „Schwestern“ am Krankenbette von Zwangssträflingen, deren himmlisches Heil so sehr ihre fromme Sorgfalt in Anspruch nimmt, daß sie die ohnedies nur elende irdische Pflege ganz vernachlässigen. Die Marxisten besitzen in Neukaledonien umfangreiche Privilegien, die sie sehr billig durch Kanaken, die in den Schooß der katholischen Kirche aufgenommen sind, ausbeuten lassen.

Alle politischen Ereignisse Frankreichs übten ihre Wirkung auch auf die Kommune sträflinge. Ich glaube nicht, daß ich alle die unbegreiflichen Behandlungsweisen durchzumachen gehabt hätte, die ich wirklich erfahren habe, wenn ich nicht bei voller Reaktion nach dem Regierungsantritt von Mac Mahon 1873 auf der Insel Nou ausgeschifft worden wäre.

Als die Neuigkeit bekannt wurde, drückten die Aufseher in hohem Grade ihre Zufriedenheit aus. Sie tranken auf den Untergang der Republik und erklärten, daß man mit dem Philistertum ein Ende machen müsse.

Eine einzige Chance für uns zeigte sich am drohenden Horizonte: Das Ende der verhassten Nationalversammlung zu Vorbeugung, die sich vereinigen zu wollen schien. Aber die Jahre verstrichen und die Bauern und die Abgeordneten vom flachen Lande trogten allen modernen Ideen nach wie vor.

Die Verfassung von 1875 beseitigte einseitig die Befürchtung eines achten Thrones. Die Generalwahlen, dachten wir alle, würden eine Majorität für das linke Zentrum, aber schließlich doch eine republikanische Majorität herbeiführen.

Ungeachtet ihres Widerwillens würde sie ohne Zweifel für eine theilweise Amnestie stimmen, und wir Zwangssträflinge würden eine weitgehende Umwandlung der Strafen erlangen. Der Zeitpunkt der Wahlen wurde endlich bestimmt.

Einige von uns waren im Stande, die Rechenschaftsberichte von Borversammlungen dieses linken Zentrums zu lesen. O Täuschung! Es beschließt, jede Amnestie von der Hand zu weisen. Herrliche, zu unseren Gunsten im Senate und in der Kammer gehaltene Reden appelliren umsonst an die Gerechtigkeit, an die Humanität, an eine hochsinnige Politik. Dufaure verspricht Begnadigung im allerreichlichsten Maße, was beinahe drei Jahre lang nur Spottgelächter hervorrief.

Da verloren etwa ein Duzend von uns, darunter Trinquet und Jean Allemane, alle Hoffnung und versuchten einen Fluchtversuch, wurden aber wieder ergriffen und „in die vierte“ geworfen und meist in doppelte Ketten gelegt.

Der Antritt des Ministeriums vom 16. Mai erfüllte uns mit neuer Angst. Wir erwogen die Chancen, die ein neuer „zweiter Dezember“ haben könnte, und wenn uns unsere Vernunft zu dem Schlusse führte, daß ein solcher Versuch endgültig scheitern müsse, so ließ uns der Zynismus anderer die ganze Kalamität eines neuen Bürgerkrieges befürchten.

Die Wahlen vom Oktober 1877 verschreckten das Gespens. Immerhin aber bevölkerten die von den Kriegsgerichten Verurtheilten noch die Gefängnisse und Neukaledonien. Dufaure erklärt, daß die Begnadigungen, wie er versprochen habe, „im größten Maßstabe“ zugestanden worden seien, und fragte erhobener Stimme, ob die Majorität noch mehr hoffe.

Die Ausstellung von 1878 schob unsere Hoffnungen noch weiter hinaus, denn das politische Interesse wurde durch die Entfaltung dieses Glanzes in den Hintergrund gedrängt. Wir vertagten sie bis zur Erneuerung und Ergänzung des Senats.

Unsere Erwartung wurde übertroffen. Nicht nur wurde den monarchisch gesinnten Senatoren von den Wählern der Laufpaß gegeben, sondern Mac Mahon, der das Schimpfliche seiner Rolle einsehend, giebt sich selbst den Laufpaß. Und wer tritt an seine Stelle? Ein erprobter Republikaner von 1848. Als uns ein Telegramm den Regierungsantritt Grévy's meldete, waren wir vor Freude außer uns und illuminierten in unserem Gefangenenhause, das jetzt fast nur von politischen Gefangenen bewohnt war. Diese Illumination a giorno (bei Tage) war mittelst einiger Kerzen bewerkstelligt, die wir in der Kantine gekauft hatten.

Die einen, voll Illusionen, sagten: Die allgemeine Amnestie ist beschlossene Sache! Die anderen antworteten: Die traurigen Republikaner vom linken Zentrum, ja von der Linken selbst werden ganz sicher nur eine theilweise Amnestie beschließen, aber Grévy wird uns alle begnadigen.

Man hat Monsieur Grévy am Werke gesehen. Mit geiziger, dürrer Hand hat er blindlings die Begnadigungen und einfachen Strafumwandlungen vertheilt. Kein Prinzip hat ihn dabei geleitet: Zufall und Beeinflussungen haben alles entschieden.

Dieselben Erbschollen des Bagno der Insel Nou, die auf die Opfer Mac Mahons, des Monarchisten, kollerten, haben auch die unter der Präsidentschaft Grévy's, des Republikaners, dort Gefallenen zugebedt.

Als die ersten Amnestirten Ende Juni 1879 abgereist waren, hatte jeder von uns schriftlich folgende alberne Frage zu beantworten: Wollen Sie auf der Insel Nou bleiben, oder wollen Sie nach der Halbinsel Ducos versetzt werden?

Natürlich stimmte alles einstimmig für die Halbinsel. Von da an rechneten wir allerdings darauf, daß die Stunde unserer Abfahrt geschlagen habe. Aber Tag auf Tag verrann, und wir blieben in unserer Sumpfgegend.

Indignirt und auf ministerielle Instruktionen gestützt, vertraten wir den Standpunkt, daß wir den Deportirten gleichgestellt seien; daß man uns ohne Recht auf der Insel Nou zurückhalte und daß wir die Arbeit verweigerten. Offene Rebellion. Diese Situation ohne Präzedenzfall verduzte die hohen Funktionäre und die Wärter, die nicht streng vorzugehen wagten.

Endlich, einen Monat nach der erstaunlichen Frage, kamen wir nach der Halbinsel.

Seit einiger Zeit hatte man uns von den anderen Gefangenen nach und nach abgefordert: eine Maßregel, auf die wir schon nicht mehr gehofft hatten.

Die düstern Felschroffen der Bai von Lindu, wo sich unsere Strohhütten erhoben, erschienen uns im Vergleich mit der verwünschten Insel wie ein Eden. Die neue Luft, die dort unsere Lungen badete, war nicht mehr von den Miasmen der Entehrung infiziert, und der Anblick der Sträflingswärter, die übrigens in ihrer Haltung verändert waren, war uns nicht mehr so unerträglich. Wir wurden mehr als je außerordentliche Zwangssträflinge: zu Zwangsarbeit verurtheilt, ohne zu ihr verhalten zu werden; verurtheilt, keinen Bart zu tragen, als seiner nicht würdig, aber ihn nichtsdestoweniger tragend, wobei uns die Verwaltung stillschweigend gewähren ließ. Das schwankende Ministerium, das einerseits gab, andererseits vor-enthielt, machte uns zu lebendigen wandelnden Widersprüchen. Jeder Kurier brachte nun ministerielle Gunstbezeugungen, und jeder suchte sich in dieser Tombola-Lotterie seinen Gewinn heraus: Begnadigung, Verbannung, oder — er ging ganz leer aus.

Ich erfuhr am 1. Oktober, daß ich unter der Nummer 410, zweite Sektion, begnadigt war. Die letztere Bezeichnung reichte mich mit meinen Kameraden unter die befreiten Zwangssträflinge ein, die besigt waren, nach Frankreich zurückzuführen.

Ueber die unwürdige Behandlung, die man uns in einer gewissen Beziehung bis zuletzt zu theil werden ließ, habe ich dem Gouverneur von Neukaledonien einen Brief geschrieben, der von ihm, wie ich später erfahren, dem Ministerium vorgelegt worden ist. Sein wesentlicher Inhalt ist folgender:

„Das einem gewöhnlichen Galeerensträfling auf die Stirn gedrückte Brandmal wird einen politischen Verurtheilten nie entehren, und die übliche Verwaltungspraxis vermag nicht, durch eine leere Formalität von „Sektion“ und „Nummer“, das wieder zu erschaffen, was die Macht der Thatfachen einmal zerstört hat. Man hat uns einer Umgebung entnommen, die in Wirklichkeit nicht die unsrige ist; folglich dürfen auch unsere Namen nicht lunterbunt mit denen einer Kategorie zusammengeworfen werden, die nicht die unsrige ist.“

Ich erlaube mir, Ihre wohlwollende Aufmerksamkeit, Herr Gouverneur, auf ein Verhältniß zu lenken, das durchaus widerspruchsvoll ist, da es eine gemeinsame Liste für Menschen eröffnet, die der gesunde Verstand längst hätte von einander absondern sollen. Die Begnadigten von gestern, welche die Amnestirten von heute sind, liefern den Beweis, daß es nicht gut ist, die Namensentragung des Bagno auf die Begnadigten von heute zu übertragen, die die Amnestirten von morgen sein werden.“

Diesem, deren Strafen umgewandelt worden, hatten das Recht, nach Nouméa zu gehen. Kommen und gehen ist ein konstitutionelles Recht, dessen Ausübung ich seit 81 Jahren Gefangenschaft verloren hatte. Nun übte ich es aufs neue in Nouméa aus: ohne Handschellen, ohne Begleitung von Gendarmen. Stolz „ging und kam“ ich, wie ein freier Mann, durch Strafen mit Holzhäusern und Veranden und Kaufläden, über denen unaufhörlich der Bankrott schwebt; auf dem Boulevard des Italiens, wo „Musik“ zu hören ist, wo man die schwarzen Füße der Melanesierinnen der neuen Hebriden unter den feuerrothen Tuniken hervorglänzen sieht. Nouméa ist eine traurige Stadt, ein Ort, in dem man mit dem Ellbogen links und rechts an eine Bevölkerung von Abenteuerern stößt, die nicht dahin gekommen sind, um den Montyon-Preis\*) zu gewinnen; wo man auf Schritt und Tritt armen Frauenzimmern begegnet, die ihren Lebensunterhalt aus dem Preise herauszuschlagen, den sie für die mit ihren Leibern gewährten Genüsse nehmen; wo man im Café unlieblich durch Händedrücker ehemaliger Galeerensträflinge überrascht wird, die jetzt ihre Freiheit wieder erlangt und uns bei ihrem erschreckend treuen Gedächtnisse wiedererkannt haben; wo man fast mit der Nase mit seinen alten Gefängniswärtern zusammenstößt, die uns verdutzt ansehen, oder mit Trupps von Zwangssträflingen erster Klasse, die dich groß ansehen und murmeln: „Da, 'n alter Kamerad!“

Am 26. November 1879 wurde ich auf der „Creuse“ eingeschifft, die von dem deutschen Sprichworte: „Zimmer langsam voran“ nichts so gut behalten hatte, als das Adverb „langsam“. Die „Creuse“ ist ein Schiff gemischter Gattung, dessen Segel und Dampfkraft um die Wette anzurufen befreit waren. Der Kanal von Suez wurde als ein viel zu kurzer Weg für die ihrem Vaterlande

Wiedergegebenen erachtet, die fieberhaft die Stunden zählten — nein, wir mußten Kap Horn umsegeln.

Die glückliche Vereinigung von Wind und Dampf verschaffte uns eine höllische Fahrt von 133 Tagen, während ich hinwärts in 95 Tagen auf einem einfachen Segler — der „Goire“ — angekommen war. Der Marineminister hatte, sagt man, einen Versuch mit einem gemischten System machen wollen. Warum hat das gerade auf unsere Kosten geschehen müssen?!

Am 5. April 1880 landeten wir in Brest, wo uns das republikanische Komitee voll lebenswürdiger Besorgtheit ein reizendes Bankett gab, das auch für unsere Mägen nichts weniger als überflüssig war.

Endlich, den nächsten Tag, stiegen wir in Paris aus dem Wagen, umgeben von einer dicht gedrängten Menge von Familien und Freunden. Welches Stimmengebrause, als sich die Einzelnen anriefen und zuriefen! Thränen strömten auf die Tausende von Händen hernieder, die einander umklammerten, und eine Umarmung folgte der andern.

Hinter uns das Bagno, vor uns Paris! . . . Unser Glück war groß! . . .

(Nachdruck verboten.)

### Birkhahnbalz.

Es ist gegen Mitte April. Auf den langgestreckten Hauen der deutschen Mittelgebirge sind die Triebe der Föhren schon zolllang hervorgeschossen. Als wären sie mit Fett bestrichen, glänzen die jungen, lichtgrünen Blättchen der Hängebirke aus dem dunklen Nadelmeer der Schwarzkiefern hervor. Auf den langen, schmalen Ackerchen, welche in die Waldparzellen einschneiden, führt der Bauer des Walddorfes seinen Pflug und streut den Samen zu seinem Brotgetreide: Sommerroggen und Gerste mit einem Drittel Hafer gemischt. Und hinter ihm, wie ein treuer Hund, wandelt beständig die Saatkrahe; ihren Luchsaugen und ihrem zufahrenden Schnabel entgeht weder ein emporgeworfener Engerling noch die fliehende Maus, der die wählende Pflugschaar das Haus zerstört.

Es ist gegen Mitte April. Der Schnepfenfisch ist längst zu Ende, die paar Auerhähne, die sich aus dem Hochgebirge ins flachere Land verirrt, sind entweder abgeschossen oder wieder verschossen, durchs Stangenholz dröhnt der dumpfe Ruf der großen Waldtaube.

Da kommt ein Schreibebrief des alten Försters Sichel auf meinen Schreibtisch geflogen:

„Seit acht Tagen „rebelln“ die Hähne auf allen Hauen. Dem „Naz“ ist einer am helllichten Tag schon auf den Holzdornbaum geflogen. Die Hütten sind fertig. Kommen Sie!“

Der alte Sichel war der Nachbar meines Vaters. Am Sonnabend gegen Abend bin ich bei ihm. Am alten, lieben Forsthaufe hat sich nichts geändert. Noch steht die mächtige Eiche und klopft mit ihren Fingern an die Fenster des Erkers, und an der Stirnseite des freundlichen Hauses recht der alte Birnbaum seine verkrümmten Arme bis zum Hirschgeweih des Siebels empor. Von drei Seiten schiebt sich der Wald an das Heim des Försters und die wenigen Holzhauerhütten heran, nur gegen Norden hin schweift der Blick schrankenlos über die wie Silber erglänzenden Bäche und Teiche, die großscholligen Acker und fastigen Wiesen der Niederung. In der Ferne winken die rothen Dächer eines Wallfahrtsortes, ragen die schwarzen Thürme einer Stadt, verschwimmen im blauen Dufte die Kämme des Gebirges.

Es wurde wenig gesprochen an diesem Abend zwischen uns beiden, mir und dem Förster, ein jeder dachte nur an den kommenden Tag.

Am anderen Morgen, kurz nach zwei Uhr, trommelte der alte Baldläufer schon an meine Kammerthür. Als ich das große Wohnzimmer hinabkam, brodelt bereits der Kaffee im Schnellfieder. Und nun schnell einigen Schlucken des schwarzen, erwärmenden Getränkes, einige Bissen harten Schwarzbrotess hinterher geschickt, und hinaus ging's in die Nacht. Es war ein toller Marsch über die Wurzeln achtzigjährigen Hochwaldes, in dem es finster war wie in einem Sack, auf Jägersteigen und gänzlich zerfahrenen Waldwegen. Endlich, nach mehr als einstündigem Marschiren, Tappen, Tappen und Springen sind wir auf dem Langhau. Auch er hat sich kaum verändert in den zwanzig Jahren, seitdem ich ihn nicht mehr gesehen. In dem fahlen Lichte, das vom wolkenlosen Morgenhimmel ausgeht, erscheinen die weit auseinander stehenden Jungföhren noch ebenso verkrümmert wie ehemals, aber unten am Wache sind die Espen und Erlen mächtig emporgeschossen, und die Holzigen Stengel der Erika reichen schier bis zu den Knien empor. Der alte Sichel stellt mich in eine der aus wenigen Kiefernästen zusammengefügte Hütten und nimmt seinen Stand einige hundert Schritte weiter aufwärts hinter einem andern Schirme.

Noch ist's ruhig, kirchenstill. Nur ab und zu dringt ans lauschende Ohr das glucksende Singen der über Steingeröll rinnenden Wasser im Thale. Aber schon kommt der Morgenwind, rauscht in den Kronen des Hochwaldes, raschelt im dünnen Bromberggesträuch und säuselt in den langen Nadeln der Jungföhren. Und mit ihm wird es auf dem langgestreckten, nach Osten gelegenen Hau lebendig. Das fingerhutgroße Goldhähnchen schüttelt sein Gefieder, häpft von

\*) Montyon war ein französischer Philanthrop (geb. 1733, gest. 1820). Nach ihm ist der Tugendpreis der franz. Akademie für literarische Werke, die die Moralität fördern, benannt.

Ust zu Ust und kößt sein klingendes "Si! Si!" hervor; zu ihrem Tagewerk erheben sich die wispernden Meisen; aus dem Dickicht ertönt das halblaute "Gäh! Gäh!" des erwachten Hähers, und die Schwarzdrossel probirt, schlaftrunken noch, versuchsweise einige ihrer Töne und Läufe.

Auf einmal vernimmt mein gespanntes Ohr einige Töne, die mir alles Blut nach dem Kopfe treiben. Es klingt, als würden rasch hinter einander einige Weinflaschen entkorkt. Und schon hebt das Schleifen an, langgezogen, als führe ein Wehstein scharfend längs der Schneide einer Sense. Etwas wie Neid beginnt in mir aufzukleimen; der balzende Hirschhahn muß dem alten Sichel prächtig zum Schusse kommen. Wieder lausche ich und muß unwillkürlich lächeln. Der Hahn hat eine Strophe seines Liebesgesanges beendet, aber ich habe kein Abschneiden vernommen. Jetzt weiß ich, daß der alte Schlaumeier ober mir mit Zunge, Mittelfinger und Backe das Balzen nachgeahmt, um die Hähne, die ihm zu lange zu zögern scheinen, zu reizen. Während ich noch über die List des Alten schmunzle, fährt mit einem Sage eine schwarze Kugel aus den Riefenbüschen auf die freie Stelle vor meinem Schirm und entpuppt sich als ein Kapitalhahn. Und sofort erhebt er seinen Lock- und Kampfsruf: "Pa—pa—pa!" Gleich kommt die Henne herangetrippelt und beantwortet den Liebesgesang des Hahnes mit leisen, gluckenden Tönen. Alles Jagdfieber ist von mir gewichen, meine Hand ist rubig, als stände ich auf dem Scheibenstande. Wie prächtig erscheint der ganz in Liebeslust aufgehende Vogel! Ueber den rollenden Augen leuchten und zittern, strobend von Blut, im Halbkreise rothe, seine Fleischstäbchen, die metallisch schimmernden Hals- und Brustfedern sind gestraubt, die hängenden Flügel erreichen den Erdboden und der aufgerichtete Steiß mit dem aus schloßweißen Daumen aufsteigenden Doppelspiel steht senkrecht zur Körperachse. Und jetzt mitten im langgezogenen "Schleifen" macht er einen Satz, mannshoch schief und klasterlang. Dann wieder dreht er sich im Kreise und, immer noch schleifend, springt, beinahe in Dreivierteltakt, freicht er, daß seine Schwingen sie streifen, an seiner Dulzinea vorbei, die mit gesenktem Kopf eifrig auf den Boden pickt, als wäre dort Aesung im Ueberflusse. Und, als hätten die anderen Standhähne nur auf das Signal gewartet, mit einem Male brechen sie los: drüben an der anderen Lehne, weiter unten am Bache, oben beim alten Sichel. Oft balzen zwei zu gleicher Zeit, dann lösen sie einander wieder ab, und man kann ganz deutlich unterscheiden, was ein älterer Hahn ist und was ein jüngerer.

Im Osten röthet sich leicht der Himmel, über die breiten Wipfel der überständigen Föhren des gegenüber liegenden Ganges zuden die ersten Feuerpeile der aufgehenden Sonne. Jetzt ist's Zeit. Ich warte noch, bis mein Hahn abermals zum Balzen angehoben und mir voll die breite Brust zuwendet, dann ein rascher Blick nach dem Birkorn, ein Nuck am Züngerl, und im Feuer bricht der liebestolle Sängler zusammen. Im zerfließenden Pulverdampf freicht die Henne mit prasselndem Flügelsschlage durchs Föhrengebüsch zur Niederung ab. Während ich den todten Hahn aufnehme und ausbluten lasse, tritt der alte Sichel heran. Er nickt befriedigt über den Kernschuß, dann kippt er mir leicht auf die Schulter und meint in seiner ruhigen Weise: "Nach meinem Geschmac ist diese Art von Birkhahnjagd nicht. Ich hätte zwei Hähne haben können. Keine zwanzig Schritte von meinem Stand fochten sie das schönste Duell aus. Aber soll ich Vorthail ziehen aus der Liebesraerei dieser Schwarzröcke? Und was ist denn dran an so einem Keel? Jaundirr ist er um diese Zeit, wie 'ne alte Krähe. Verspire ich einmal Appetit nach einem Birkhahnbraten, dann gehe ich im September — wie es jeder alte Jäger thut, und auch Ihr Vater hat sich an diese Regel gehalten — mit meinem alten Waldmann an die Waldbühre, nach den Feldern zu und 'pirsch' mir einen. Um die Zeit ist der Hahn fett und sein Fleisch weiß und zart wie das eines Hühnes. Das Schießen eines balzenden Hahnes setze ich gleich hinter das Niederknallen eines Hirsches, der in der Brunst ist. . . . Das Schöne an der Birkhahnjagd ist nicht die Jagd, sondern der Genuß, den ein frischer Frühlingssmorgen im Walde bietet. . . . Sehen Sie, die Sonne ist hinter den alten Föhren da drüben hervor. Wie das jetzt singt, trillert, schmettert, jubiliert und tollt, in den Büschen, an den Wasseradern und im Hochwalde, auf allen Aesten und in allen Zweigen! Was habt Ihr in Euren Städten dem vergleichbar?"

Der Alte war verstummt. Auch ich war ernst geworden. Und langsam schritten wir heimwärts.

Nicolaus Krauß.

### Kleines Feuilleton.

— Die kältesten Ostern feierte Nansen vor drei Jahren, als sein Schiff in den Eiswüsten des Pols festgebannt lag. Die Temperatur betrug 32 Grad Reaumur unter Null. Er berichtet darüber in der 11. Besetzung seines Werks "In Nacht und Eis" (Leipzig, F. A. Brockhaus): "Montag, 26. März 1893. Wir liegen ohne Bewegung; keine Drift. Wie lange wird das dauern? Wie stolz und triumphirend war ich bei der leichten Tag- und Nachtgleiche, die ganze Welt erschien mir hell; jetzt bin ich nicht mehr stolz. Die Sonne steigt empor und taucht die Eisebenen in ihren Glanz. Der Frühling kommt, bringt aber keine Freude mit. Hier ist es so einsam und kalt wie je. Die Seele erstarrt. Sieben weitere Jahre eines solchen Lebens oder vielleicht nur vier — wie wird die Seele dann sein? Und sie. . .? Wenn ich meinem

Schneen nur freien Spielraum lassen, die Seele aufthauen lassen dürfte. O, ich sehne mich weit mehr, als ich eingestehen darf. Ich habe nicht den Muth, an die Zukunft zu denken. . . . Und wie wird es zu Hause werden, wenn Jahr auf Jahr vergeht und niemand kommt? Noch immer muß ich warten und die Drift beobachten; aber wenn sie die verkehrte Richtung einschlagen sollte, dann werde ich alle Brücken hinter mir abbrechen und alles auf einem Marsch nach Norden über das Eis wagen. Ich weiß nichts Besseres zu thun. Es wird eine gefährliche Reise sein, eine Frage um Leben oder Tod; aber habe ich eine andere Wahl? Es ist des Mannes unwürdig, eine Aufgabe zu übernehmen und sie dann aufzugeben, wenn der Höhepunkt der Schlacht bevorsteht. Es giebt nur einen Weg, und der ist Vorwärts!" —

— Ueber den Aufbau der Korallenriffe haben Bohrungen des Prof. Solla auf der Insel Funafuti interessante Aufschlüsse gegeben. Es gelang allerdings nur, bis zu 32 Metern Tiefe Bohrlöcher hinabzutreiben, weil dann der mit Gewalt in die Bohrhöhle eindringende Schwemmstoff die Arbeiten beunruhigte. Aus den Ergebnissen der Versuche geht hervor, daß der Körper eines Atolls oder Korallenriffes nicht aus einer festen Korallenmasse besteht, sondern in seinem ganzen Aufbau einem riesigen Schwamm aus Koralle mit weiten Oeffnungen ähnelt, die entweder leer oder mit Sand gefüllt sind. Bei den Bohrungen stieß man nämlich nur zeitweise auf festes Korallengestein, dazwischen wieder auf Sand etc. Die sehr höhlenreiche Natur des Riffs war auch schon daraus ersichtlich, daß bei jeder großen Welle, die an den Strand schlug, die Bohrer gehoben wurden und nach ihrer Entfernung Wasser aus dem Bohrloche aufspritzte. Auch einige Vertiefungen in der Mitte des Riffs füllten sich bei jeder Fluth mit Seewasser, das während der Ebbe wieder abließ, oft so schnell, daß es kleine Drehkolle bildete. Der Sand besteht nur zum kleinsten Theil aus Korallen- und Muschelstücken, Kieselalgen und Foraminiferen sind reichlicher vertreten. Sehr wichtig sind nun die Bohrungen, die Kapitän Field innerhalb und außerhalb des Atolls vorgenommen hat, die in vier Richtungen bis zu einer Tiefe von 800 Faden reichen und fast mit einander übereinstimmen. Es geht daraus hervor, daß bei 140 Faden Tiefe etwa ein plötzlicher steiler Anstieg nach dem Ufer zu sich findet. Allgemein gesprochen kann man Funafuti als den Gipfel eines unter Wasser liegenden kegelförmigen Berges beschreiben, dessen Grundfläche in einer Tiefe von 2000 Faden die Form einer regelmäßigen, 30 Meilen langen und 28 Meilen breiten Ellipse hat. Er steigt anfangs sehr langsam an, von 400 bis 140 Faden in einem Winkel von 30 Grad, dann tritt eine plötzliche Steigung zu 75 bis 80 Grad auf, die sich dann nach dem Strande zu, beim lebenden Riff, allmählig abflacht. Die oberen 140 Faden bilden wahrscheinlich das eigentliche Korallenriff. Der kegelförmige Berg unterhalb der 140 Fadenlinie ähnelt sehr einem Vulkan; wenn es wirklich ein solcher ist, dann müßte sein Krater einen Durchmesser von mindestens 10 Meilen gehabt haben. —

### Literarisches.

n. Maximilian Ferdinand: "Sexual-Moral der Gegenwart." Leipzig. Wilhelm Friedrich. — Der Verfasser steht vollständig im Banne der Nietzsche'schen Philosophie. Er schwärmt für die Herrscherstellung des Starken und Weisen, der unbelummert um menschliche Satzungen nur seinen Neigungen lebt. Er erweitert diesen Begriff allerdings noch dahin, daß er diese Ausnahmestellung nicht nur einer einzelnen Person, sondern einer ganzen Nation, in seinem Falle der deutschen, zubilligt. Ja er geht sogar soweit, von Nietzsche zu sagen: "Sein Deutschenhaß war paradoxe Deutschleidenchaft." Abgesehen von dieser fast beängstigenden "Deutschleidenchaft" zeigt sich der Verfasser im allgemeinen als aufgeklärter, wenn auch nicht immer selbständiger Denker. Seine Arbeit ist frei von dem Phrasengeklänge ähnlicher Schriften ("Rembrandt als Erzieher" etc.); hinter den, was er sagt, steckt ein Sinn. Dieser Sinn mag in vielen Fällen falsche und irrthümliche Auffassungen wirtschaftlicher, sozialer und geistiger Verhältnisse widerspiegeln, aber niemals ist er unklar. Die rücksichtslose Kritik, die der Verfasser an unseren heutigen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnissen, an hergebrachten geschlechtlichen, religiösen und rechtlichen Anschauungen übt, entschädigt wenigstens einigermaßen für die vollständige Unkenntniß, die er auf wirtschaftlichem Gebiete zur Schau stellt. Dieser Mangel an nationalökonomischer Bildung tritt besonders scharf in der Stellung hervor, die er der modernen Arbeiterbewegung, der Sozialdemokratie, gegenüber einnimmt. Hier steht er ganz auf dem beschränkten Standpunkte des reaktionären Kleinbürgers. —

### Theater.

— Friedrich-Wilhelmsstädtisches Theater. Die berühmten Premieren im Tempel des Herrn Samst erheiterten bisher durch ihre unfreiwillige Komik. Diese löbliche Eigenschaft mangelt dem Charakterbilde des Herrn Schneidert "Im Maler-Atelier" gänzlich. Das Montag Abend aufgeführte Stück soll natürlich Künstlerleben schildern: Geldnoth, Mißmuth, frohe Laune, dummes Macenatenthum, Liebeleien und was sonst noch nach Philisterbegreifen dazu gehört, ist hier aneinandergerichtet. Im Maler-Atelier sucht eine kleine Skizze zunächst mit einem realen Maler, dann mit einem Raisonneur von Lyriker umständlich anzubandeln, um schließlich doch ihren faden Vetter zu beirathen, den sie bis dahin nicht ausstehen konnte. Herr Schneidert hat gehört,

daß bei einem modernen Dichter der Dialog eine Hauptförsche ausmachen muß, doch bedenkst er nicht, daß in den Worten, wenn auch kein Gedankenreichthum, so doch etwas Witz stecken soll. Da ist denn doch die unfreiwillige Komik vorzuziehen. Gespielt wurde mit einer Ausnahme mittelmäßig. Ein Fränkeln Weinholz gab den toletten Backfisch recht ansprechend. —

#### Aus dem Thierleben.

— Vermehrung der Cirratuliden. Verschiedene Ringelwürmer haben eine recht seltsame Vermehrungsweise. Sie verlängern sich zur Zeit der Geschlechtsreife, und die hinteren Ringe, welche allein Geschlechtsdrüsen enthalten und Eier erzeugen, bekommen ansehnliche Nudersäden, so daß der Würmkörper dann in zwei Regionen zerfällt: eine vordere träge, unfruchtbare, kaum schwimmfähige und eine hintere fruchtbare und lebhafte. Auf dem ersten Abschnitt dieser hinteren Region erscheinen sodann Sinnesorgane und besonders Augen, kurz, es bildet sich dort mitten im Leibe ein förmlicher zweiter Kopf, der um so merkwürdiger ist, als dem eigentlichen Vorderkopfe des Thieres mitunter die Augen mangeln. So bald der Hinterkopf ausgebildet ist, löst sich dieses ganze, von ihm geführte Körperstück mit den zahlreichen Eiern los und schwimmt munter von dannen, um die Eier zu verbreiten, während das träge Vorderstück ebenfalls am Leben bleibt und wieder neue Hinterleibsringe erzeugt. Die Herren Mesnil und Caullery legten der Pariser Akademie am 28. September 1896 analoge, von ihnen an Cirratuliden gemachte Beobachtungen vor, und zwar einer Gruppe von Ringelwürmern, die ihren Namen von den fadenförmig verlängerten Riemen erhielten und bei denen man diese Fortpflanzungsart noch nicht beobachtet hatte. Sie ist aber für diese Thiere um so wichtiger, als die Cirratuliden häufig eine feststehende Lebensweise führen und daher für ihre Verbreitung eines Stadiums bedürftig, in welchem die reifen Eier in weitem Umfange umhergeführt und ausgesät werden. —

#### Aus dem Pflanzenleben.

— Einwirkung des Alauns auf Hortensien-Blüthen. Die Hortensie, unsere bekannte Gartenpflanze (*Hydrangea hortensis* oder *speciosa*), welche für gewöhnlich rosafarbig blüht, erhält auf manchem Boden die Eigenschaft, blau zu blühen. Diese Thatsache ist den Gärtnern schon lange bekannt, welcher Art aber die chemische Wirkung war, welcher Körper in der Erde überhaupt die Blaufärbung der Hortensien bewirkt, das war bisher noch ein Räthsel. Nunmehr hat Hans Molisch dieser Frage eine Reihe von Versuchen gewidmet und zunächst festzustellen gesucht, ob es thatsächlich Bodenarten giebt, welche ohne jeden weiteren Zusatz eine bläuliche Wirkung ausüben, und ferner, ob gewisse Zusätze diese Eigenschaft einer Bodenart verleißen können. Nebereinstimmend lehrten eine große Zahl von Versuchen, daß gewöhnlicher Alaun eine recht stark bläuliche Wirkung auf die Blütenfarbe der Hortensie ausübt. Oftmals weist die Farbe viele Uebergänge auf, vom Hellviolett bis zum Himmelblau; selbst an einer und derselben Pflanze kann die bläuliche Farbe verschieden stark sein, ja es kommt vor, daß die Dolben desselben Stocdes zum theil blau gefärbt sind, zum theil nicht. Sonst kann die Blaufärbung an allen Theilen der Blüthe auftreten, am Blüthenstiel, am Kelch, an der Blumenkrone, den Staubfäden u. s. w. Bekanntlich stellt der Alaun ein Doppelsalz dar, das aus schwefelsaurer Thonerde (Aluminiumsulfat) und schwefelsaurem Kali zusammengesetzt ist. Von den beiden ist es nun das Aluminiumsulfat, welches den Hortensien die blaue Farbe giebt. Aber auch manche Bodenarten bläuen ohne Zusatz von Chemikalien die Blüthen in hohem Grade, so zum Beispiel Moorerde und Haiderde aus Böhmen; welche Stoffe in den Bodenarten wirksam sind, ist noch der chemischen Untersuchung zu ermitteln vorbehalten. Viele Pflanzenfreunde ziehen Hortensien mit blauen Blüthen solchen mit rothen vor; ihnen kann zur Erzielung der blauen Farbe die Verwendung des Alauns nur empfohlen werden, sobald sie über natürliche Bodenarten, denen das Vermögen der Bläuung zukommt, nicht verfügen. Der Alaun kommt in erbsen- bis hahnenfußgroßen Stücken zur Verwendung, indem man einen Scherben auf das Abzugsloch des Topfes legt, etwas Blumen-erde darauf thut und diese mit einem mittelgroßen Löffel voll Alaun bedeckt. Nun wird der Wurzelballen darauf gestellt, und der Zwischenraum zwischen Topf und Ballen mit Blumenerde und Alaunlöthern vollgefüllt. — (Zgl. Rundsch.)

#### Technisches.

— Verbesserung des Torfs als Brennstoff. Einer größeren Verwendung des Torfes als Brennstoff trat bisher sein geringer Heizwerth, sein großes Volumen und sein bedeutender Nischengehalt hindernd entgegen. In jüngster Zeit hat man versucht, dem Torf gleich an der Gewinnungsstelle seinen bedeutenden Wassergehalt zu entziehen, ihn ähnlichlich zu behandeln wie Steinkohle, die man verkoken, Holz, das man verkohlen will. Das neueste Verfahren stammt von dem Norweger Rosendahl. Nach ihm wird der Torf in geschlossenen Retorten bis auf 250 Grad erhitzt und in dieser Temperatur 7 Stunden lang erhalten. An Gewicht gehen dabei nur etwa 20 pCt. verloren, weil Theer und Gase nicht auscheiden. Analysen dieses so behandelten Torfes haben ergeben: 65 pCt. Kohlenstoff, 16 pCt. Sauerstoff, 6 pCt. Wasserstoff, 3,7 pCt. Wasser und nur 5 pCt. Asche. Proben, die auf den Krupp'schen Werken vorgenommen wurden, haben ergeben, daß dieser

Torf sich auch für die Zwecke der Eisengießerei eignet. Die Tonne Torfkohle stellt sich auf rund 7 M. —

#### Humoristisches.

— Ein chinesischer Dänker. Der „Ostasiatische Lloyd“ veröffentlicht in seiner letzten Nummer eine Uebersetzung des nachstehenden Gedichtes von Li-Tai-po:

Mondschein.

Vor meinem Bette  
Ich Mondschein seh',  
Als wär' der Boden  
Bedeckt mit Schnee.  
Ich schau' zum Mond auf,  
Der droben blinkt,  
Und denk' der Heimath:  
Das Haupt mir sinkt.

Trotz der Einfachheit und Allgemeinverständlichkeit der Verse fand sich doch ein chinesischer Kommentator, der über die Zeiten orakeln mußte. „Li-Tai-po“, sagt der Kommentator, zeichnet sich in diesem Gedicht durch außerordentliche Kürze, Klarheit und Natürlichkeit aus. Durch diese Natürlichkeit bringt er es zu Wege, daß man sich bei seinen Worten viel mehr denken muß, als sie direkt besagen. Der helle Schein des Mondes fällt vor sein Bett. Er ist einen Augenblick im Zweifel, ob es nicht etwa weißer Reis sei. Wir wissen, ohne daß es uns der Dichter sagt, daß er schlief, aufgewacht ist und sich noch in dem ersten Stadium des Erwachens befindet, in welchem die Gedanken etwas verwirrt sind. Er denkt sogleich an den Reis, d. h. an den Tagesanbruch, an den Augenblick, wo man aufbricht. Ist das nicht der erste Gedanke eines Wanderers, welcher erwacht? Er hebt den Kopf hoch, bemerkt den Mond und betrachtet ihn. Darauf senkt er ihn wieder und denkt an seine Heimath. Er war jedenfalls entweder ein Wanderer oder ein Verbannter. Beim Anblick des hellen Lichtes denkt er naturgemäß daran, daß dasselbe auch die Plätze beleuchtet, welche ihm theuer sind, und er empfindet schmerzlich, daß er eine so schöne Nacht fern von seinem Heim verbringen muß. Der Dichter hat uns bis hierher seinen Gedankengang so scharf vorzeichnet, daß wir uns davon nicht entfernen konnten. Durch die Worte: „Ich denk' der Heimath“ weist er jeden auf die traurigen Gedanken hin, die ihn selbst in der Ferne befallen würden, so daß jeder, der das Gedicht gelesen hat, in Nachdenken versinkt.“ —

#### Vermischtes vom Tage.

— In Nieder-Alt-Laubau rettete ein sechsjähriger Knabe mit eigener Lebensgefahr einen Altersgenossen, der ins Wasser gefallen war. —

— Kontra Garden. Die Eisenbahn-Direktion Elberfeld hat an die Bahnhof-Buchhandlungen ihres Bezirkes unter dem 24. März nachstehende Verfügung erlassen: „In der letzten Zeit hat die in Berlin erscheinende Wochenschrift „Die Zukunft“ wiederholt anstößige, leichte und Nergerniß erregende Artikel veröffentlicht. Sie werden daher veranlaßt, Anordnung dahin zu treffen, daß das öffentliche, in die Augen fallende Ausstellen der Wochenschrift und jede sonstige Bekanntheit zur Feilhaltung derselben durch die Bahnhof-Buchhandlungen unterbleibt.“ — Alles gerettet! —

— In Königshofen, einem Vorort von Straßburg, erschöpfte ein Unteroffizier seine Braut und verletzte sich schwer am Kopfe. —

— In Wasserlos bei Alzenau (Bayern) erlangte ein 46jähriger Mann, der 18 Jahre krank lag und seit 12 Jahren die Sprache verloren hatte, kurz vor seinem Tode die Sprache wieder und nahm von seinen Angehörigen rührenden Abschied. Neun Stunden später starb er. —

— In Vaindl bei Ravensburg (Württemberg) ist ein 1½-jähriges Kind auf sonderbare Weise ums Leben gekommen. Das Kind, das vor dem Hause spielte, fiel neben einen Gartenzaun, blieb mit dem Halsstücke an einem hervorsteckenden Nagel hängen und erstickte. —

— Bei der Kesselexplosion in Dravicza (Ungarn) wurden 5 Arbeiter getödtet, 5 oder 6 Lebensgefährlich und viele andere mehr oder minder schwer verletzt. —

— Auf Beschluß der belgischen Kammer erhält derjenige eine Staatsprämie von 50 000 Francs, der eine chemische Waffe erfindet, die den weißen Phosphor bei der Anfertigung der Zündhölzchen ersetzt. —

— Der Prinz von Wales raucht „Sonntags-Zigarren“, von denen das Stück 18 M. kostet. —

c. e. Preßknebelung in Amerika. Die New Yorker Legislatur soll, wie New-Yorker Blätter berichten, die Absicht haben, durch Einsetzung einer regelrechten Zensurbehörde, der alle Zeitungsartikel vor der Veröffentlichung unterbreitet werden müssen, die Preßfreiheit zu vernichten. —

c. e. Einen feinen Bürgermeister besitzt Bowling Green (Ohio, Nordamerika). Unlängst hatte er sich so betrunken, daß er von der Polizei aufgegriffen und in der Polizeistation mit Bagabunden und anderen Gewohnheitsläufern in eine Zelle gesteckt wurde. Am nächsten Morgen während des üblichen Verhörs verurtheilte er sich selbst wegen Trunkenheit und unordentlichen Betragens zu 5 Dollars Strafe und Kosten. —